

keit einer intensiven Seelsorge für den Wehrmann. In einem tieferen und weiteren Sinne freilich bekennt sie sich damit zur Kirche, bekennt sie sich zum christlichen Glauben, den das Kreuz auf jedem Knopf seines eidgenössischen Waffenrockes dem Soldaten verkündigt, anerkennt sie die Selbständigkeit des religiösen Anspruchs an die Seele des Soldaten. Wohlverstanden, die Armee als Auftraggeberin des Feldpredigers bestimmt nicht selbst das innere Wesen dieses Auftrages, sie will sich in ihm nicht ein geeignetes und nützliches Propagandainstrument für die Beeinflussung der Truppe heranziehen; sie bestimmt nur die militärische Form dieses Auftrages und weist ihm durch seine Eingliederung ins Heer den freien Raum zur selbständigen Verantwortung und Ausübung des geistlichen Auftrags zu. In seine geistliche Verantwortung und Befugnis redet sie ihm nicht drein, und es liegt nun ganz in der Hand des Feldpredigers und hängt ab von der Stärke seiner Persönlichkeit, von seiner selbständigen Initiative und Tüchtigkeit und vor allem vom Ernst seiner theologischen Verantwortung, daß er von dieser großen und freien Möglichkeit, die ihm seine Stellung bietet, den rechten, kirchlich verantwortlichen Gebrauch macht. Das kommt auch zum Ausdruck in der formellen Umschreibung seiner Stellung, von der das Dienst-Reglement Ziffer 83 etwas allgemein-farblos und doch grundsätzlich richtig bestimmt: „Der Feldprediger ist der Berater des Kommandanten in religiösen Dingen und in der Sorge für das geistige Wohl der Truppe.“ Unter der Formel „Berater des Kommandanten“ versteht das DR. die Stellung eines Dienstchefs in einem Stabe, d. h. des selbständigen Beauftragten für ein bestimmtes Ressort, der nur dem Kommandanten verantwortlich ist und zu ihm in einem Vertrauensverhältnis steht. Eine denkbar weitgehende Selbständigkeit und geistige Freiheit ist damit gesichert: sachdienlich ist der Feldprediger an die allgemeinen Vorschriften des militärischen Dienstbetriebes gebunden, in der praktischen Gestaltung ist er seinem Kommandanten verantwortlich, in der inneren Auffassung vom Wesen seines Berufs und in der persönlichen Hingabe an die ihm aufgetragene Botschaft steht er ganz allein in der Verantwortung vor Gott für die Seele des Soldaten. So erheben sich vom Standpunkt der Kirche aus trotz der strengen Einordnung des Feldpredigerdienstes in die Organisation der Armee keine Bedenken wegen einer mangelhaften Garantie für die freie und unverfälschte Ausrichtung der christlichen Verkündigung. Die Frage ist nur, welches das spezifische Wesen dieses Auftrages im Heere ist und ob dieses Wesen eine solch enge Verbindung mit dem Militärischen überhaupt duldet. Und diese Frage ist wieder identisch mit der Frage nach der theologischen und kirchlichen Begründung und Rechtfertigung des Feldpredigeramtes, die wir uns gestellt haben. (Fortsetzung folgt.) P. B.

Die Prädestinationslehre

nach Karl Barth und Fritz Buri.

Die ausführliche und gründliche Darstellung der kirchlichen Erwählungslehre, die Karl Barth im neuesten Band seiner Dogmatik¹ gibt, ist der Anlaß zu neuem Nachdenken über Sinn und Bedeutung dieser Lehre geworden. Schon die Tatsache, daß Barth von der „klassischen“ Lehre der Reformatoren, speziell Calvins, abrückt und zum ursprünglichen, dem Zeugnis des Neuen Testaments entsprechenden Verständnis der Erwählung zurückkehren will, zeigt, wie gerade bei dieser Frage die Besinnung immer neu einzusetzen hat. So hat auch der Berner Privatdozent Fritz Buri eine kritische Besprechung der Barth'schen Darstellung zum Anlaß genommen, seine eigene Auffassung der Prädestination kurz zu skizzieren². Da sich diese wohl mit der seines Lehrers Prof. Martin Werner deckt und also eine innerhalb unserer Kirche vertretene Theologie repräsentiert, lohnt es sich, die beiden Auffassungen einander gegenüberzustellen. Es bricht da ein Gegensatz auf, der bis in die letzten Voraussetzungen theologischen Denkens hinabreicht und einen wohl erschrecken kann.

Da uns die Prädestinationslehre in der kirchlichen Ueberslieferung gegeben ist, müssen wir, um sie zu verstehen, nach ihrem Sinn fragen. Nach Calvin dient sie dazu, das Nebeneinander von Glauben und Unglauben zu erklären durch Gottes Ratschluß, „daß er ja nicht alle Menschen unterschiedslos zur Hoffnung auf die Seligkeit als Kinder annimmt, sondern den einen schenkt, was er den andern verweigert“. Barth lehnt diesen Sinn ab, weil diese Erklärung nur neue, noch schwerere Unklarheiten schafft, weil es dann schwer ist zu erklären, warum „Gott kein seiner Laune lebender Tyrann, kein blindes Fatum, daß er etwas anderes als der Inbegriff der Rätselhaftigkeit alles Daseins ist“. Barth sieht den Sinn der Lehre darin, daß sie das Wunder der göttlichen Erwählung als das Wunder seiner Gnade in Jesus Christus bezeugt: „Die Erwählungslehre ist die Summe des Evangeliums, weil sie das Beste ist, was je gesagt und gehört werden kann, daß Gott den Menschen wählt und also auch für ihn der in Freiheit Liebende ist.“ Barth legt also alles Gewicht auf das Handeln Gottes, das uns nicht verborgen, sondern in Jesus Christus offenbar geworden ist als ein gnädiges, rettendes Handeln. Die Erwählungslehre will nur das Evangelium als frohe Botschaft auslegen in seiner ganzen Unerklärlichkeit, weil wir Menschen Gottes Handeln nie begreifen können, aber auch in seiner ganzen Wirklichkeit, mit der es uns in Jesus Christus begegnet. Barth bleibt beim Evangelium stehen, er geht weder dahinter zurück zu einem verborgenen Ratschluß Gottes, der die einen erwählt und die andern verwirft, noch folgert er aus

¹ Siehe meine Anzeige in „Kirchenblatt“ 1942, Seite 293 ff.

² Fritz Buri, Das Problem der Prädestination. Schweizerische theologische Umschau, Juni 1943, Seite 41—62.

dem Evangelium die Lehre von einer Allererlösung. Die Erwählungslehre dient ihm nicht als Mittel, um die Probleme unseres theologischen Denkens zu lösen, sie ist Zeugnis und fordert als solches wie jede evangelische Verkündigung unsern Glauben. Sie kann nur verstanden werden, wenn der persönliche, der Ereignischarakter des Evangeliums verstanden, wenn Gott als der gnädig sich uns Zuwendende erkannt wird. Buri wendet gegen Barth ein, er vermöge seine Behauptung, daß alles, was von Gott her geschieht, in Jesus Christus geschieht, nur dadurch aufrechtzuerhalten, „daß er die dieser ‚Urgeschichts‘-Spekulation widersprechende Erfahrung der Partikularität des Erfolges des Evangeliums radikal ausschaltet. Damit aber beraubt er die Prädestinationslehre gerade derjenigen realen Problemgrundlage, von der aus und um derentwillen sie von ihren ‚klassischen‘ Vertretern aufgestellt worden ist und von der losgelöst sie überhaupt jede existentielle Bedeutung verliert“. Das eben ist die Frage, ob diese „reale Problemgrundlage“ der legitime Ausgangspunkt der Erwählungslehre ist, ob nicht bei den Reformatoren eine Verschiebung stattgefunden hat, ob nicht für sie wie für das Neue Testament die Heilsgewißheit auf Grund der göttlichen Erwählung der eigentliche Grund und Ausgangspunkt ihrer Lehre gewesen ist und dieser erst nachträglich durch das Suchen nach einer „Erklärung“ verdeckt wurde. Jedenfalls hat Barth das ganze Problem neu gestellt und nachgewiesen, daß man die Erwählungslehre sehr wohl auch ohne jene Problemgrundlage darstellen kann. Ebenjowenig stichhaltig ist der andere Einwand Buris, bei der christologischen Prädestinationslehre habe das Böse nur noch schattenhafte Realität und verliere das sittliche Ringen alle Bedeutung. Gerade im Glauben an Gottes Erwählung liegt doch der stärkste Aufruf zum Gehorsam, zum unablässigen Kampf wieder die Macht der Sünde, die ja immer noch da ist.

Wie erklärt nun aber Buri selber die Prädestination? Er bahnt sich den Weg dazu, indem er zunächst das „Problem einer schriftgemäßen Prädestinationslehre“ erörtert. Auf Grund der geschichtlich bedingten Verschiedenartigkeit der einzelnen Teile der Bibel lehnt er das Postulat der Schriftgemäßheit als unsachgemäß und irreführend ab, anerkennt einzig „die Möglichkeit, daß eine dogmatische Lehre nur mehr oder weniger einer bestimmten Ausprägung innerhalb des alt- oder neutestamentlichen Schrifttums entsprechen kann“. Er gesteht wohl zu, „daß Barths christologische Prädestinationslehre, in gewisser Hinsicht wenigstens, den urchristlich paulinischen Aussagen besser entspricht als die klassische — und dies nicht in Nebensachen, sondern in der Grundstruktur“. Aber er stellt dann sofort eine wesenhafte Diskrepanz fest: „Der urchristliche Realismus der durch Christus in Gang gesetzten und in seiner Gemeinde sich vollziehenden eschatologischen Neonenwende ist bei Barth dialektisch

zerlegt zu einer bloßen Infragestellung der erfahrbaren Wirklichkeit durch eine geglaubte Ueberwirklichkeit“. Für Buri ist auch die urchristliche Prädestinationslehre ganz durch den „eschatologischen Sinnzusammenhang“ bestimmt und, da dieser mit dem Nichteintreffen der Parusie hinfällig geworden ist, für uns heute nicht mehr maßgeblich. Buri wendet auch hier die Methode Berners an. Er sieht den Unterschied der biblischen Vorstellungen und Begriffe von den unsrigen, eine Tatsache, die für unser theologisches Denken immer eine große Schwierigkeit bedeutet. Aber er macht zugleich die urchristlichen Schriften zu einem bloßen Erzeugnis menschlichen Denkens und konzentriert sie um den einen Punkt, die messianische Eschatologie. Er nimmt ihnen vollständig den Zeugnischarakter, daß diese Menschen ja nicht ihre Gedanken vortragen, sondern, allerdings in ihren Vorstellungen (wie könnten sie anders?), von einem ganz außer ihnen begründeten Ereignis, dem Handeln Gottes, Zeugnis ablegen wollen. Natürlich kann man das Neue Testament auch rein phänomenologisch, als Dokument einer bestimmten Vorstellungswelt beurteilen. Nur widerspricht man damit klar den Absichten der neutestamentlichen Schriftsteller, die nicht ihre eigenen Gedanken, sondern Gottes Taten verkünden wollen. Man entzieht sich damit dem Anspruch, sich von jenen Menschen in der Sprache ihrer Zeit Gottes Wort sagen zu lassen, und verschafft sich die Freiheit, teils in Annahme, teils in Kritik jener Gedanken, sich seine eigenen Gedanken über Gott und Welt zu machen. Man hat seine Freiheit gewonnen — fragt sich nur, um welchen Preis!

Diese Freiheit betätigt nun Buri, indem er im letzten Abschnitt seines Aufsatzes den „existentiellen Wahrheitsgehalt der Prädestinationslehre“ entwickelt. In der immer neuen Verwendung der Prädestinationslehre sieht er das Anzeichen für einen bestimmten Sachverhalt menschlichen Erlebens und Denkens. Es gilt darum, die wirkliche Problematik zu erkennen und „festzustellen, was für ein existentielles Selbstverständnis sich in jenem Dogma und seinen geschichtlichen Ausprägungen ausdrückt und inwiefern seine mythologischen Vorstellungen und Begriffe für uns die Bedeutung von Symbolen eigenen Existenzverständnisses gewinnen können“. Metaphysisch, d. h. im Zusammenhang mit dem Letztgrund alles Seins verstanden, bringt das Dogma von der Erwählung und Verwerfung „in diesen auf den ersten Blick mythologischen Begriffen die existentielle Erfahrung zum Ausdruck, daß alle Sinnbestimmtheit des Seins wie alle Sinnerkenntnis, aber auch nicht minder alle Sinnverfehlung und Sinnzerstörung ihren Ursprung im schöpferischen Urgrund alles Seins und Geschehens habe“. Gerade die schroffste Ausprägung der Prädestinationslehre im Supralapsarismus wird „zur Chiffre für das Bewußtsein der Existenz von der Unentschuldbarkeit ihrer Verfeh-

lungen in und trotz ihrer kreatürlichen Geworfenheit“. Gleichzeitig bezeichnet das im Symbol des Deus absconditus, des verborgenen Gottes, sich ausprechende Existenzverständnis, aber auch „das Selbstverständnis eigentlicher, aus ihrer Verfallenheit zu ihrer Eigentlichkeit und damit zu ihrer Erfüllung gekommenen Existenz — in der Mythologie der Prädestinationslehre gesprochen: die Widerfahrnis der Erwählungsgnade Gottes in Christus“.

Wichtiger als diese „existentielle Deutung“ der Prädestinationslehre als solche ist uns hier der Weg, die Methode, mit deren Hilfe sie gewonnen wird. Darüber gibt Buri selber klare Auskunft: „Während sich nach Barth die Wahrheit der göttlichen Gnadenwahl dadurch realisieren soll, daß der Einzelne sich in seinem Selbstverständnis durch jenen Mythos bestimmen läßt, um dann auch entsprechend in eine metaphysische Scheinwirklichkeit hineinzugeraten und darin steckenzubleiben, gehen wir umgekehrt von unserem, an der erfahrbaren Realität gewonnenen Selbstverständnis aus, um von ihm aus den existentiellen Wahrheitsgehalt der Mythologie des Prädestinationsdogmas zu erfassen. Die Existenz vom Mythos her oder den Mythos von der Existenz her zu deuten (vom Wf. gesperrt!), das Existenzverhältnis mythologisieren oder den Mythos existentialisieren, das ist der Unterschied zwischen mythologisierendem und entmythologisierendem Denken, zwischen „kirchlicher Dogmatik“ und „Wirklichkeitstheologie“! Das ist deutlich gesprochen, und man kann Buri für seine Offenheit nur dankbar sein. Er deckt damit den radikalen Gegensatz auf, in dem er sich nicht nur zu Barth, sondern auch zur kirchlichen Ueberlieferung und zum biblischen Zeugnis befindet. Für Barth hängt alles daran klarzumachen, daß die kirchliche Lehre wirklich Erwählung meint, Gottes Wahl, sein bestimmtes Handeln, in dem er den Menschen für sich wählt. Dieses Handeln ist in Jesus Christus offenbar geworden als gnädige Wahl, als Rettung des Menschen aus seinem Verderben. Bei Buri dagegen verflüchtigt sich das Geschehen zum Mythos, d. h. zu Bildern, Geschichten, die der Mensch als Ausdruck seiner Erfahrungen gestaltet. Was wirklich daran ist, ist die Besinnung des Menschen über Gott und Welt, sein Seinsverständnis. So verschieden wie der Ausgangspunkt ist auch das Ergebnis. Indem Barth von Gottes Erwählung herkommt, liegt für ihn der Nachdruck auf der Gemeinschaft, die Gott mit uns Menschen haben will. Es wird alles ganz persönlich. Gott offenbart sich uns als Vater, der uns als seine Kinder annehmen will. In Jesus begegnet er uns als Mensch, als unsersgleichen. Darum ist evangelischer Glaube zu allen Zeiten immer ein ganz persönlicher Glaube, Glaube an den Herrn Jesus Christus, Glaube an Gott unsern Vater. Indem Buri dagegen vom denkenden Menschen ausgeht, bleibt er im Kreis menschlichen Denkens und damit schließlich in einer

ausweglosen Einsamkeit, einem trostlosen Fürsichsein. Da bemüht sich der Mensch, den Sinn des Seins zu ergründen, er bemüht dazu die Gedanken früherer Generationen, also auch die Bibel, als „Chiffren“, er kann diese nach seinem Gutfinden zusammensuchen und zu einem Ganzen ordnen, kann ihnen ein positives oder negatives Vorzeichen geben. Er kann durch straffes Denken das Seinsverständnis klären. Die Ernsthaftigkeit und der Wert solchen Denkens sollen durchaus nicht bezweifelt werden; unklar bleibt nur, wie man vom Sein dann plötzlich zu Gott kommt, wie man diese Bemühung um das Seinsverständnis „Wirklichkeitstheologie“, d. h. doch Lehre von Gott nennen kann.

Jedenfalls ist das nicht der Gott, von dem die Bibel redet und den die Kirche verkündigt. Ich wenigstens sehe keine Möglichkeit, wie man beides miteinander verbinden kann. Buri löst doch die Substanz des Evangeliums auf. Was bleibt denn noch, wenn das Evangelium nicht mehr Wort Gottes ist, in dem Gott sich uns zuwendet? Was wird aus der Predigt, wenn sie nicht mehr das gnädige Handeln Gottes an uns verkündigt? Was wird aus der Gemeinde, wenn sie sich nicht mehr im persönlichen Glauben um dieses Zeugnis sammelt? Nur mit Anleitung zum rechten Seinsverständnis und der Erklärung von Mythen schafft man keine Gemeinden. So gehen Barth und Buri genau in der entgegengesetzten Richtung. Barth will mit seiner ganzen theologischen Arbeit, auch mit seiner breit angelegten „Kirchlichen Dogmatik“ nur das Eine, die Eigenart des Evangeliums neu erkennen als die Botschaft von Gottes gnädigem Handeln. Auch seine Darstellung der Erwählungslehre dient dieser Aufgabe. Ihm ist Gottes Offenbarung der Grund der christlichen Kirche und das Thema aller Theologie. Diese wird dazu als ihr Handwerkszeug immer menschliche Begriffe und Bilder brauchen und diese entsprechend dem Wandel menschlichen Denkens ständig revidieren und reformieren müssen. Aber ihr Gegenstand bleibt immer der gleiche, ihr Wert wird daran gemessen, wie weit auch sie Gott in seiner Freiheit und Barmherzigkeit anerkennt und preist. Buri dagegen bringt an die Theologie einen bestimmten Wahrheitsbegriff heran, dessen konsequente Anwendung zur völligen Entleerung des christlichen Glaubens führt. Das Seinsverständnis, das uns da an Stelle des Glaubens an Gottes gnädige Offenbarung in Jesus Christus geboten wird, ist dann wirklich etwas ganz anderes und sollte schon um der Wahrheit willen nicht mit dem Kennzeichen einer evangelischen Theologie versehen werden. Ich bedaure, das in dieser Schärfe sagen zu müssen, aber Buri selbst ist es, der den Gegensatz so scharf formuliert. Wer sowohl die „Kirchliche Dogmatik“ Barths wie die Kritik Buris aufmerksam gelesen hat, der kann, wenigstens soweit ich es verstehe, zu keinem andern Ergebnis kommen.

G. W.